

FIONA BARTON

rowohlt
e-BOOK



**Du kannst die Vergangenheit begraben,
aber die Wahrheit lebt weiter.**



Fiona Barton

The Child

Du kannst die Vergangenheit begraben, aber
die Wahrheit lebt weiter

Roman

Aus dem Englischen von Sabine Längsfeld

Über dieses Buch

Du kannst das Kind begraben – aber die Wahrheit lebt weiter

Es ist nur eine winzige Nachricht in der Abendzeitung:
«Überreste eines Babys auf Baustelle gefunden», unscheinbar
und kaum der Rede wert.

Aber drei Frauen lässt die Notiz keine Ruhe:

Die eine erinnert sich an das schlimmste Erlebnis ihres
Lebens.

Die andere hat Angst, dass ihr dunkelstes Geheimnis enthüllt
wird.

Und die dritte begibt sich auf die Jagd nach der Wahrheit.
Sie wird die Geschichte des Kindes erzählen.

Vita

Fiona Barton wurde in Cambridge geboren und arbeitete lange bei der «Daily Mail», beim «Daily Telegraph» und bei der «Mail on Sunday». Für ihre Tätigkeit gewann sie den britischen Preis «Reporter of the Year». Viele Jahre war sie als Prozessbeobachterin und Gerichtsreporterin für verschiedene Medien tätig. Heute arbeitet sie als Medientrainerin. Ihr Erstling «Die Witwe» landete auf Anhieb auf den internationalen Bestsellerlisten.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel «The Child» bei Penguin, Random House, UK.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Januar 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Child» Copyright © 2017 by Fiona Barton

Redaktion Elisabeth Mahler

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg, nach der Originalausgabe von Bantam Press, UK

ISBN 978-3-644-22261-8

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für M & D

Ersetzt Schweigen die Wahrheit,
so wird Schweigen zur Lüge.

Jewgenij Jewtuschenko

Dienstag, 20. März 2012

Emma

Ich setze mich an den Schreibtisch, und mein Computer zwinkert mir wissend zu. Als ich die Maus berühre, erscheint Pauls Foto auf dem Desktop. Es ist das Bild, das ich während unserer Flitterwochen in Rom von ihm gemacht habe – Campo de' Fiori, verliebter Blick über einen Tisch hinweg. Ich unternehme den zaghaften Versuch, sein Lächeln zu erwidern, doch als ich mich vorbeuge und mein Spiegelbild auf dem Monitor erblicke, erstarre ich. Ich hasse unvermutete Begegnungen mit mir selbst. Erkenne mich manchmal selbst nicht wieder. Man denkt, man wüsste, wie man aussieht, und dann schaut einen eine Fremde an. Manchmal macht mir das Angst.

Heute nicht. Heute mustere ich das Gesicht der fremden Frau: braune Haare, oben auf dem Kopf zu einem schlampigen Dutt zusammengebunden, hektischer Arbeitsmodus. Ungeschminkte Haut, Schatten und Falten, die auf die Augen zukriechen wie zu einem Krater.

Herrgott! Du siehst schlimm aus, sage ich zu der Frau auf dem Bildschirm. Die Bewegungen ihres Mundes faszinieren mich und ich lasse sie weitersprechen.

Na komm, Emma, an die Arbeit, sagt sie. Ich lächle sie matt an, und sie lächelt zurück.

So benehmen sich Irre, sagt sie mit meiner Stimme zu mir, und ich höre auf.

Gott sei Dank kann Paul mich jetzt nicht sehen, denke ich.

Als Paul am Abend nach Hause kommt, ist er müde und ein bisschen mürrisch nach einem langen Tag mit «dummköpfigen» Studenten und den üblichen Streitereien mit seinem Fachbereichsleiter wegen der Stundenpläne.

Vielleicht liegt es am Alter, jedenfalls scheinen seine beruflichen Herausforderungen ihm inzwischen ernsthaft zuzusetzen. Ich glaube, Paul beginnt, an sich zu zweifeln, sieht in allem und jedem eine Bedrohung für seine Position. Universitätsinstitute sind wie Lövenhöhlen. Lauter eitle Männchen, die sich putzen und herumhuren und sich mit den Wolfskrallen verzweifelt an ihre Überlegenheit klammern. Ich sage die richtigen Dinge und mixe ihm einen Gin Tonic.

Als ich seine Aktentasche vom Sofa räume, entdecke ich darunter den *Evening Standard*. Wahrscheinlich hat er die Zeitung aus der U-Bahn mitgenommen.

Während Paul sich unter der Dusche die Sorgen des Tages vom Leib spült, setze ich mich hin und fange an zu lesen. Und entdecke sofort die Kurzmeldung über das Baby.

BABYLEICHE GEFUNDEN, lautet die Überschrift. Darunter nur ein paar wenige Zeilen über den Fund einer skelettierten Babyleiche auf einer Baustelle in Woolwich und der Hinweis, dass die Polizei ermittelt. Ich lese die Meldung wieder und wieder, kann sie nicht wirklich erfassen, als wäre sie in einer fremden Sprache geschrieben.

Trotzdem weiß ich genau, was da steht, und eine schreckliche Angst ergreift von mir Besitz. Schnürt mir die Luft ab. Macht mir das Atmen schwer.

Ich sitze noch immer regungslos da, als Paul wieder nach unten kommt, feucht und rosig. Er ruft, irgendetwas würde anbrennen.

Die Schweinekoteletts sind schwarz. Verkohlt. Ich werfe sie weg und öffne das Fenster, damit die Rauchschwaden abziehen. Ich nehme eine Fertigpizza aus dem Tiefkühlfach und schiebe sie in die Mikrowelle. Paul sitzt währenddessen schweigend am Tisch.

Anstatt mich anzuschreien, weil ich beinahe das Haus abgefackelt hätte, sagt er: «Wir sollten einen Rauchmelder installieren. Beim Lesen vergisst man so leicht alles um sich herum.» Paul ist ein wundervoller Mann. Ich habe ihn nicht verdient.

Ich stehe vor der Mikrowelle, sehe der kreisenden Pizza beim Blasenwerfen zu und frage mich zum millionsten Mal, ob er mich nun bald verlassen wird. Das hätte er schon vor Jahren tun sollen. Ich an seiner Stelle hätte es längst getan, wenn ich mich tagtäglich mit meinem Kram, meinen Sorgen hätte

rumschlagen müssen. Doch Paul macht keinerlei Anstalten zu gehen. Ganz im Gegenteil. Er weicht mir nicht von der Seite wie ein besorgter Vater, der mich vor allem Unheil bewahren will. Wenn ich in schlechter Verfassung bin, redet er mir gut zu und sorgt dafür, dass ich wieder fröhlich bin. Wenn ich weine, hält er mich im Arm und sagt mir, was für eine geniale, witzige, wunderbare Frau ich bin.

Das ist deine Krankheit, sagt er. Das bist nicht du.

Doch, das bin ich. Paul kennt mich nicht wirklich. Dafür habe ich gesorgt. Und wenn ich vor jeglicher Erwähnung meiner Vergangenheit zurückschreke, respektiert er meine Intimsphäre. «Du musst es mir nicht erzählen», sagt er. «Ich liebe dich so, wie du bist.»

Der heilige Paul – so nenne ich ihn, wenn er tut, als sei ich keine Belastung für ihn, aber das will er nicht hören.

«Ganz sicher nicht», sagt er.

Gut, dann eben kein Heiliger. Aber wer ist das schon? Überhaupt – seine Sünden sind meine Sünden. Wie heißt es bei alten Paaren? Was deins ist, ist auch meins. Nur für meine Sünden gilt das nicht ... die gehören nur mir allein.

«Isst du nichts, Em?», fragt er, als ich ihm den Teller auf den Tisch stelle.

«Ich habe spät zu Mittag gegessen, zu viel zu tun. Ich habe keinen Hunger, ich esse nachher was.» Das ist gelogen. Ich müsste würgen, wenn ich mir jetzt etwas in den Mund steckte. Er bekommt mein schönstes Lächeln – das, das ich für Fotos benutze. «Mir geht's gut, Paul. Und jetzt iss.»

Ich halte mich auf meiner Tischseite an einem Glas Wein fest und tue so, als würde ich zuhören, während er von seinem Tag erzählt. Seine Stimme hebt und senkt sich, hält inne, während er das widerliche Essen kaut, das ich ihm vorgesetzt habe, und nimmt den Faden wieder auf.

Ich nicke regelmäßig, aber ich höre nichts. Ich frage mich, ob Jude den Artikel gesehen hat.

Dienstag, 20. März 2012

Kate

Kate Waters langweilte sich. Ein Wort, das sie normalerweise nicht mit ihrem Job in Verbindung brachte, aber heute war sie direkt vor der Nase ihres Chefs an den Schreibtisch gekettet, und auf dem lagen nur die Artikel anderer Leute, die redaktionell überarbeitet werden mussten.

«Jag's durch deine goldene Schreibmaschine», hatte Terry, der Nachrichtenredakteur, quer durchs Büro gerufen und mit einer schlecht geschriebenen Story gewedelt. «Streu ein bisschen Feenstaub drauf.»

Und das tat sie also.

«Hier geht es zu wie in einem Sweatshop», beklagte sie sich beim Kriminaler gegenüber. «Wir verzieren den immer gleichen alten Mist mit hübschen neuen Rüschen. Woran sitzt du gerade?»

Gordon Willis, Polizei- und Gerichtsreporter und vom Herausgeber grundsätzlich nur nach seinem Aufgabengebiet benannt – «Setzt den Kriminaler auf die Geschichte an ...» –, hob den Kopf aus der Zeitung und zuckte die Achseln. «Ich geh

heute Nachmittag mal zum Old Bailey rüber – würde gern ein paar Worte mit dem leitenden Ermittler des Armbrustmordes wechseln. Da geht zwar im Augenblick nicht viel, aber ich hoffe, ich kann mit der Schwester des Opfers reden, wenn alles vorbei ist. Die war offensichtlich mit dem Mörder im Bett. Wäre doch eine Superschlagzeile: ZWEI SCHWESTERN, DIE DEN MÖRDER LIEBTEN.» Er grinste bei der Vorstellung.

«Warum? Was hast du am Laufen?»

«Nichts. Ich dröse gerade eine Story auf, die eine der Online-Sklavinnen verbochen hat.» Kate zeigte auf eine pubertierende Nympe, die an einem Schreibtisch am anderen Ende des Großraumbüros hektisch auf die Tastatur hämmerte. «Frisch aus der Oberstufe.»

Im selben Moment wurde Kate bewusst, wie verbittert – und alt – sie klingen musste. Sie riss sich zusammen. Der Tsunami der Online-News hatte sie und ihresgleichen an eine ferne Küste fortgespült. Die Reporter, die früher am Ersten Tisch saßen – dem Zeitungsäquivalent zum Siebertreppchen –, waren an den Rand der Nachrichtenredaktion gedrängt worden, vertrieben von den stetig wachsenden Reihen der Online-Malocher, die rund um die Uhr schrieben, um die stets hungrigen Mäuler der Nachrichtenjunkies zu stopfen.

Die Neuen Medien waren längst nicht mehr neu, hatte der Herausgeber seine Leute auf der Weihnachtsfeier belehrt. Sie waren die Norm. Sie waren die Zukunft. Und Kate war klar, dass sie endlich aufhören musste zu meckern.

Das ist hart, sagte sie sich, wenn sich die Storys mit den meisten Klicks auf der aalglatten Webseite der Zeitung um Madonnas äderige Hände oder die Gewichtszunahme eines *EastEnders*-Stars drehten. Als Nachrichten getarnter Promi-Hass. Der reinste Horror.

«Na ja», sagte sie laut. «Aber das kann warten. Ich geh uns Kaffee holen.» Auch die Zeiten der KQs – der Konferenzquickies – waren längst vorbei, einst zelebriert von den Helden der Fleet Street in den umliegenden Pubs, während die Redaktionsleiter in der Morgenkonferenz saßen. Dem Konferenzquickie folgten traditionsgemäß hochemotionale, alkoholgeschwängerte Auseinandersetzungen mit dem Nachrichtenredakteur – von denen eine der Legende nach damit endete, dass der Reporter, zu betrunken, um zu stehen, seinen Boss in den Knöchel biss und ein zweiter eine Schreibmaschine durchs Fenster auf die Straße pfefferte.

Heutzutage waren die Fenster der Redaktionsräume, inzwischen über einem Einkaufszentrum gelegen, hermetisch verriegelt und doppelt verglast, und Alkohol war strikt verboten. Kaffee war die neue Droge der Wahl.

«Was möchtest du?», fragte Kate.

«Einen doppelten Macchiato mit Haselnusssirup, bitte», sagte Gordon. «Oder braune Brühe. Was immer als Erstes kommt.»

Kate fuhr mit dem Lift nach unten und griff sich im Vorbeigehen das druckfrische Exemplar des *Evening Standard* vom Schalter des Wachdienstes in der Marmorlobby. Während sie darauf wartete, dass der Barista seine Kunstwerke mit dem

Milchschaumer vollendete, blätterte sie müßig in dem Konkurrenzblatt und überflog auf der Suche nach Bekannten die Autorenzeilen.

In der Zeitung drängten sich Berichte über die Vorbereitungen für die Olympischen Sommerspiele, und fast hätte Kate den Text am Ende der Kurzmeldungen übersehen.

Unter der Überschrift BABYLEICHE GEFUNDEN berichtete ein Zweizeiler über den Fund eines Babyskeletts während der Abrissarbeiten auf einer Baustelle in Woolwich, nicht allzu weit entfernt von Kates Wohnort im Osten Londons. Die Polizei ermittelte. Keine weiteren Details. Sie riss sich den Ausschnitt heraus. Der Boden ihrer Handtasche war gefüllt mit zerknüllten Zeitungsausschnitten – mal ganze Geschichten, die es wert waren, weiterverfolgt zu werden, viel öfter nur eine Zeile oder ein Zitat, die bei Kate die Frage provozierten: «Was ist die Geschichte dahinter?»

Kate las die dreißig Wörter ein zweites Mal und stellte sich die Frage nach dem Menschen, der hier offensichtlich fehlte. Die Mutter. Während sie sich mit den Kaffeebechern auf den Rückweg machte, hakte sie im Kopf ihre Liste ab: *Wer ist das Baby? Wie ist es gestorben? Wer würde ein Baby verbuddeln?*

«Armes Ding», sagte sie laut. Plötzlich war ihr Kopf voll von Erinnerungen an ihre eigenen Kinder – Jake und Freddie, zwei Jahre auseinander und in der Familie nur «die Jungs» genannt – als stämmige Kleinkinder, als Schulkinder im Fußballdress, als übellaunige Teenager und jetzt als Erwachsene. *Na ja, fast erwachsen.* Sie lächelte. Kate konnte sich bei beiden noch genau

an den allerersten Anblick erinnern: rote, glitschige Körper; knittrig, mit zu viel Haut; blinzelnde Augen, die von ihrer Brust zu ihr hochschauten, und das Gefühl, sie schon immer gekannt zu haben. *Wie konnte jemand ein Baby ermorden?*

Zurück in der Redaktion, stellte sie die Becher ab und trat an Terrys Tisch.

«Hast du was dagegen, wenn ich mir das mal ansehe?», fragte sie den Nachrichtenredakteur und wedelte mit dem winzigen Ausriss vor seiner Nase herum. Er versuchte offenbar gerade, einer Geschichte über irgendwelche europäischen Royals einen Sinn abzugewinnen. Er sah nicht auf, und sie nahm das als Zustimmung.

Ihr erster Anruf galt der Presseabteilung von Scotland Yard. Als sie damals ihre Journalistenlaufbahn begonnen hatte, als Volontärin bei einer Lokalzeitung in Ostengland, hatte sie jeden Tag bei der örtlichen Polizeiwache vorbeigeschaut und sich, an den Empfangsschalter gelehnt, die Einträge im Polizeibericht angesehen, während der diensthabende Sergeant mit ihr flirtete. Heutzutage bekam sie, wenn sie bei der Polizei anrief, nur selten einen Menschen aus Fleisch und Blut ans Telefon. Und wenn doch, meistens nur sehr flüchtig.

«Haben Sie das Band abgehört?», lautete dann die Frage des Pressemitarbeiters, der ganz genau wusste, dass dem nicht so war, und ein paar Sekunden später fand sie sich zu einer blechernen Ansage weitergeleitet, die ihr jeden einzelnen

gestohlenen Rasenmäher und jede Wirtshausschlägerei in der Umgebung runterleierte.

Doch diesmal zog sie den Hauptgewinn. Sie landete nicht nur bei einem echten Menschen, sondern sogar bei jemandem, den sie kannte. Am anderen Ende war ein ehemaliger Kollege aus der Zeit ihrer ersten Festanstellung bei einer überregionalen Tageszeitung. Er gehörte zur Kategorie Böcke, die zum Gärtner gemacht wurden, indem sie sich in die sichereren – oder, wie manche auch behaupteten, gesünderen – Gefilde der Öffentlichkeitsarbeit geflüchtet hatten.

«Hallo, Kate. Wie geht's? Ist lange her ...»

Colin Stubbs war zum Plaudern aufgelegt. Er hatte sich als Reporter wacker geschlagen, doch Sue, seine Frau, hatte irgendwann genug von seinem wilden Leben in den Straßen der Großstadt gehabt, und schließlich hatte er sich in dem ständigen Zermürbungskrieg zu Hause geschlagen gegeben. Doch er lechzte immer noch nach Einzelheiten aus der Welt, die er hinter sich gelassen hatte. Er quetschte Kate nach Gerüchten über ehemalige Kollegen aus, während er ihr – und gleichzeitig sich selbst – versicherte, der Abschied von der Zeitungswelt sei die beste Entscheidung seines Lebens gewesen.

«Das ist toll. Du Glückspilz», sagte Kate betont optimistisch. «Ich schlage mich immer noch bei der *Post* rum. Hör mal, Colin, ich habe da im *Standard* was über den Fund einer Babyleiche in Woolwich gelesen. Weiß man schon Genaueres? Wie lange das Skelett dort lag zum Beispiel?»

«Ach, das. Warte kurz, ich hol mir die Details auf den Schirm ... Ah, ja. Da steht kaum was dazu, und das, was wir haben, klingt ziemlich trostlos. Ein Bauarbeiter hat bei Arbeiten auf einem Abbruchgelände einen alten Pflanztrog verschoben und darunter das winzige Skelett gefunden. Ein Neugeborenes, heißt es. Im Augenblick liegt es in der Gerichtsmedizin, aber hier steht, erste Hinweise deuten darauf hin, dass es bereits seit geraumer Zeit dort lag – könnte sogar ein historischer Fund sein. Die Straße liegt in der Studentengegend, Richtung Greenwich, glaube ich. Wohnst du nicht auch da irgendwo in der Gegend?»

«Ja, nördlich vom Fluss und ein bisschen weiter östlich. In Hackney. Was hast du sonst noch? Irgendwelche Hinweise hinsichtlich der Identifizierung?»

«Nein. Bei Neugeborenen ist das mit der DNA anscheinend heikel, steht hier. Vor allem, wenn sie jahrelang im Boden lagen. Außerdem herrscht in der Gegend eine hohe Fluktuation. Alles Mietwohnungen und möblierte Zimmer. Der leitende Cop ist nicht sehr optimistisch. Ganz abgesehen davon, dass wir alle Hände voll mit dem Olympia-Kram zu tun haben ...»

«Ja, natürlich», sagte Kate. «Die Sicherheitsvorkehrungen müssen ein Albtraum sein – ich hab gehört, ihr karrt mit Bussen aus allen Landesteilen Verstärkung an. Und die Sache mit dem Baby klingt nach der berühmten Nadel im Heuhaufen. Also gut, Colin. Danke. Es war schön, mal wieder mit dir zu sprechen. Sag Sue liebe Grüße von mir. Würdest du mich anrufen, falls es in der Sache was Neues gibt?»

Kate legte auf und lächelte. Sie liebte Nadeln in Heuhaufen. Das Glitzern von etwas Unbestimmtem im Dunkeln. Etwas, das sie vollkommen fesselte. Etwas, in das sie ihre Zähne schlagen konnte. Etwas, das ihr die Möglichkeit lieferte, aus der Redaktion rauszukommen.

Sie zog den Mantel an und machte sich auf den langen Weg zum Lift. Sie kam allerdings nicht weit.

«Kate? Hast du gerade was Dringendes?», rief Terry.
«Könntest du, bevor du gehst, noch kurz dieses Zeug über die norwegischen Royals entwirren? Bitte? Das macht mir Augenkrebs.»

Dienstag, 20. März 2012

Angela

Sie wusste, dass sie weinen würde. Sie fühlte es kommen. Es schnürte ihr die Kehle zu, und sie konnte nicht mehr sprechen. Sie setzte sich einen Moment aufs Bett, um den Augenblick hinauszuzögern. Sie hatte im Laufe der Jahre versucht, es sich abzutrainieren – normalerweise weinte sie auch nicht. Sie gehörte nicht zur sentimental Sorte.

Nur der 20. März war eine Ausnahme. Jedes Jahr. Der 20. März war Alice' Geburtstag, und Angela weinte. Wenn die Tränen kamen, musste Angela allein sein; das war ein intimer Moment. Sie käme nie auf die Idee, in der Öffentlichkeit zu weinen, so wie die Leute, die sich mit Absicht heulend vor eine Kamera stellten. Und die vom Fernsehen? Filmten dann einfach weiter, hielten drauf, als wären weinende Menschen Unterhaltung.

«Die sollten die Kameras ausmachen», sagte sie in solchen Situationen zu Nick, doch der brummte nur und sah weiter hin.

Sie fühlte sich angesichts solcher Szenen unwohl, doch es gab offenbar viele Leute, die das freiwillig taten. Leute, die

versuchten, Teil der Nachrichten zu werden.

Außerdem bezweifelte Angela, dass jemand verstehen würde, warum sie nach so vielen Jahren immer noch weinte. Nach Jahrzehnten. Wahrscheinlich würden sie sagen, sie hätte das Kind doch kaum gekannt. Alice sei schließlich nur vierundzwanzig Stunden bei ihr gewesen.

«Aber sie war ein Teil von mir. Mein Fleisch und Blut», entgegnete sie den Skeptikern in ihrem Kopf. «Ich habe ja versucht loszulassen, aber ...»

Das Grauen begann Jahr für Jahr in den Tagen vor dem Geburtstag des Babys mit Flashbacks der Stille – jener absoluten, eisigen Stille des leeren Zimmers.

An Alice' Geburtstag selbst wachte Angela dann meistens mit Kopfschmerzen auf, machte Frühstück und versuchte, sich so lange normal zu verhalten, bis sie allein war. Dieses Jahr unterhielt sie sich in der Küche mit Nick über den bevorstehenden Tag. Er hatte sich über den riesigen Papierberg auf seinem Schreibtisch beklagt und über einen der Neuen, der ständig krankmachte.

Er sollte in Rente gehen, das hätte er schon vor zwei oder drei Jahren tun können. Aber er kann die Arbeit nicht loslassen. Wahrscheinlich kann niemand einfach so loslassen. Er sagt, er brauche eine Aufgabe, Routine. Er lässt sich nicht anmerken, dass er weiß, was für ein Tag heute ist.

Früher hat er sich erinnert – am Anfang. Natürlich! Am Anfang haben alle ständig daran gedacht.

Leute auf der Straße hatten sich nach ihrem Kind erkundigt. Wildfremde Menschen waren auf sie zugekommen und hatten ihnen mit Tränen in den Augen die Hand gedrückt. Doch das war längst vorbei. Nick war hoffnungslos, was Jahrestage betraf – mit Absicht, dachte Angela. Er konnte sich nicht mal die Geburtstage seiner beiden Kinder merken, und den von Alice schon gar nicht. Sie hatte es aufgegeben, ihn daran zu erinnern. Sie ertrug den Anflug von Panik in seinem Blick nicht mehr, wenn er gezwungen war, an jenen Tag zurückzudenken. Für Angela war es also ein Akt der Fürsorge, sich allein zu erinnern.

Nick gab ihr einen Kuss auf den Kopf und ging zur Arbeit. Und als sich die Haustür hinter ihm schloss, setzte sich Angela aufs Sofa und ließ den Tränen ihren Lauf.

Sie hatte versucht, die Erinnerungen wegzusperren. Am Anfang fast ohne jede Unterstützung. Da war nur der Hausarzt gewesen – der arme alte Dr. Earnley –, der ihr die Schulter oder das Knie getätschelt und gesagt hatte: «Sie kommen darüber hinweg, meine Liebe.»

Dann, später, kam die Selbsthilfegruppe, doch Angela war es irgendwann leid gewesen, ständig ihrem eigenen Elend und dem anderer Leute zu lauschen. Sie hatte das Gefühl, sie würden sich dort im Kreis drehen, rund um den Schmerz herum, ihn anstupsen, immer wieder neu entfachen. Sie hatte die Gruppe in Aufruhr gebracht, als sie verkündet hatte, ihr helfe die Erkenntnis nicht, dass auch andere Menschen litten. Es nehme nichts von ihrer Trauer – füge ihr nur irgendwie

neue Schichten hinzu. Sie hatte sich schuldig gefühlt, weil sie als Krankenschwester früher, wenn jemand gestorben war, den Angehörigen eine Broschüre über Trauerbewältigung in die Hand gedrückt hatte.

Hoffentlich hat es ihnen mehr geholfen als mir, sagte sie sich und stand auf. *Sei nicht so hart zu dir. Jeder tut, was er kann.*

In der Küche ließ sie Wasser ins Spülbecken laufen und bereitete das Gemüse für den Auflauf vor. Das kalte Wasser machte ihre Hände taub, und sie hatte Schwierigkeiten, das Messer zu halten, trotzdem schabte sie weiter mechanisch die Karotten.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie Alice heute aussehen würde, doch es gelang ihr nicht. Sie besaß lediglich ein einziges Foto von ihr. Von sich und Alice. Nick hatte es mit seiner kleinen Instamatic gemacht, und es war unscharf – er hatte zu schnell abgedrückt. Angela stemmte sich gegen den Küchentresen, als könnte körperliche Anstrengung ihr dabei helfen, sich das winzige Gesicht des verlorenen Babys zu vergegenwärtigen. Aber da kam nichts.

Sie wusste von dem Foto, dass Alice einen Schopf dunkler Haare gehabt hatte, genau wie ihr Bruder Patrick. Angela hatte bei der Geburt viel Blut verloren und war noch ganz benebelt von den Medikamenten gewesen, als sie ihr das Kind in die Arme legten. Später – als Alice fort war – hatte sie Nick nach ihr gefragt, doch der konnte ihr auch nicht sehr viel mehr sagen. Er hatte sie nicht so detailliert gemustert, wie Angela es getan

hätte, um sich all ihre Eigenschaften einzuprägen. Er sagte, sie sei hübsch gewesen, konnte aber keine Einzelheiten nennen.

Angela glaubte nicht, dass Alice Patrick ähnelte. Er war ein großes Baby gewesen, Alice dagegen so zart. Keine fünf Pfund. Trotzdem hatte sie Paddys Babyfotos studiert und auch die Bilder, die sie gemacht hatten, als zehn Jahre später ihre zweite Tochter Louise zur Welt gekommen war – «Ich nenne sie unser Überraschungsei», erzählte Angela den Leuten immer –, in der Hoffnung, Alice in ihr zu erkennen. Aber dort war sie auch nicht. Louise war blond – sie kam eher nach Nick.

Angela spürte den altvertrauten dumpfen Trauerschmerz zwischen den Rippen und in ihrer Brust und versuchte, glückliche Gedanken zu denken, so wie es in den Selbsthilferatgebern empfohlen wurde. Sie dachte an Louise und Patrick.

«Wenigstens die beiden habe ich», sagte sie zu den Karottenenden, die im schmutzigen Wasser trieben. Sie fragte sich, ob Lou heute Abend anrufen würde. Ihre Jüngste kannte die Geschichte – natürlich kannte sie die –, aber sie sprach nicht darüber.

Außerdem hasst sie es, wenn ich weine, dachte Angela und tupfte sich mit einem Stück Küchenrolle die Augen trocken. Alle hassen es. Sie tun lieber so, als wäre alles in Ordnung. Das verstehe ich. Ich sollte jetzt aufhören. Sollte Alice wieder wegsperren.

«Alles Gute zum Geburtstag, mein liebes Mädchen», flüsterte sie.

«Das waren damals ganz andere Zeiten. Es gab viel mehr Sex. Und Drogenexperimente», sagte Will.

Trotzdem muss er gewusst haben, dass er auf verlorenem Posten kämpfte. Die Geschworenen wussten es noch nicht, aber Alistair Soames hatte bereits ein Geständnis abgelegt und den ermittelnden Beamten auch detailliert den Einsatz von Rohypnol dargelegt. Der Bekannte, der ihnen die Droge besorgt hatte, war vor langem gestorben, hatte DI Sinclair mir erzählt. Eine versehentliche Überdosis. Na ja, früher oder später rächt sich eben alles ...

Als die Geschworenen sich zur Beratung zurückzogen, wurde Wills Freilassung auf Kautionskassiert, und er musste in einer Zelle unter dem Gerichtssaal warten, bis die Jury zu einer Einigung kam. Ein schlechtes Zeichen. Als er schließlich aus der Zelle zurückkam und der Vorsitzende der Geschworenen den Urteilsspruch verlas, hörte Will wieder und wieder das Wort «schuldig», und die lebenslange Gefängnisstrafe, die die Geschworenen forderten, ließ uns alle verstummen. Wir erhoben uns, damit der Richter sich zurückziehen konnte, und Will sah mich an. Ein Blick aus purem Hass.

Ich für meinen Teil sah einfach weg. Er bedeutete nichts mehr für mich.

Montag, 1. April 2013

Emma

Bei der Beisetzung waren wir zu dritt. Ich, Angela und Kate. So hatte ich es gewollt. Paul und Nick, mein Vater, würden zu Hause auf uns warten.

Der Bestatter hatte mir geholfen, einen Sarg für das Kind auszusuchen. Für mein Kind. Ein winziger geflochtener Weidensarg mit einer schlichten Plakette, auf der ihr Name stand: Katherine Massingham.

Ich hatte mich für eine richtige Beisetzung entschieden, aber ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, sie zurück in die dunkle Erde zu betten. Angela hatte den Vorschlag gemacht, sie einzuäschern und die Asche im Anschluss gemeinsam zu verstreuen. Mir gefiel der Gedanke, dass der Wind sie davontrug, und wir hatten überlegt, mit ihr an die Küste zu fahren, wenn alles vorüber war – nach Dorset, hatten wir überlegt.

Wir hielten uns an den Händen und warteten gemeinsam darauf, dass wir an die Reihe kamen. Vor uns fand eine große

Trauerfeier statt, mit Blumengestecken, die Sargträger in Frack und Zylinder, wie bei einer Hochzeit.

Ich hatte keinen Leichenwagen gewollt – so ihre allerletzte Reise anzutreten wäre zu einsam gewesen für meine Kleine –, und deshalb legte sie mir der Bestatter in ihrem kleinen Sarg behutsam in die Arme. Sie hatte beinahe kein Gewicht, und plötzlich befand ich mich wieder bei uns zu Hause im Garten, die Einkaufstüte in der Hand weit von mir gestreckt, als wäre sie giftig. Es war auf den Tag siebenundzwanzig Jahre her. So lange, und doch als wäre es gestern geschehen.

Ein Mann ging voraus, die Schirmmütze unter dem Arm, und wir folgten ihm in die Kapelle. Meine Mutter und ich, und ich hielt mein Kind zum allerletzten Mal in den Armen.

Danksagung

Ich danke meinem Ehemann Gary, meinen Kindern Tom und Lucy und meinen Eltern David und Jeanne für ihre Unterstützung und Liebe; meiner Schwester Jo Wright und meinen Freundinnen Rachael Bletchly und Jane McGuin, die zugehört, gelesen und mich ermutigt haben.

Ich danke den Experten: Colin Sutton für seine unschätzbare, temperamentvolle Beratung in polizeilichen Belangen; Dr. James Walker, freier gerichtsmedizinischer DNA-Experte; und meinem Bruder Jonathan Thurlow, der mich vor einem unverzeihlichen Fußball-Fauxpas bewahrte.

Ich danke meiner wunderbaren Agentin und Mentorin Madeleine Milburn für ihren besonnenen Rat und das gelegentlich dringend notwendige Gläschen Blubberzeug.

Ein besonderer Dank geht an meine hervorragenden Lektoren bei Transworld und NAL/Penguin Random House. Der Schaffensprozess von *The Child* war mitunter nicht ganz ohne, aber Frankie Gray und Danielle Perez haben mich unbeirrt vorangetrieben, mir mitfühlend den Schweiß von der Stirn getupft und sind mir nicht von der Seite gewichen bei der schwierigen Geburt meines zweiten Kindes – ich meine: Buchs.